



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

**Henrik Ibsen**

**Mayrhofer, Johannes**

**Regensburg, 1921**

8. Die Kronprätendenten

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-73990](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-73990)



kommt und der von seinen Idealen und von der Begeisterung für sein Amt kaum noch eine Spur gerettet; da sind die bösen Lanten, die sich in alles hineinmischen mit ihrer ganzen Schwahseligkeit und Teevergötterung.

Kurz, neben aller Romantik und neben all dem Geglitzter einer geistreichen Dialogführung und einer kristallklaren, an Platen gemahnenden Schönheit der Diktion haben wir hier schon einen auf die Spitze getriebenen Realismus und eine Satire, die hinter jener der „Stützen der Gesellschaft“ oder des „Volksfeindes“ nicht um Haaresbreite zurücksteht.

Daß das Stück auch allerhand gefährliche Ideen nahelegen kann, versteht sich, da Falk in seinem übermütigen Freiheitsdrang gerade nicht die Forderungen der Moral in Gesinnung und Worten verkörpert und doch nicht den gebührenden Widerspruch findet, und dabei andererseits auch kein gewöhnlicher Gesellschafter ist, sondern mit genialer Nachlässigkeit seine Witze und Geistreichigkeiten sprühen läßt.

### 8. Die Kronprätendenten

Wieder ein Stück aus dem Mittelalter. Es spielt in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Norwegen ist zerrissen, gespalten in Parteien. Jeder will dem Führer seiner Partei zum Siege, zum Königtum verhelfen. Håkon Håkonsen und der Jarl Stule sind die, um welche sich schließlich der ganze Kampf dreht, die „Kronprätendenten“ („Kongsemnerne“).

Aber welch ein Unterschied zwischen diesen Männern, wie der Dichter ihre Charaktere entworfen! Håkon durchaus überzeugt von seinem Recht und seinem Beruf, dabei bis in die letzten Fasern seines Herzens durchglüht von seiner großen Aufgabe, seinem „Königsgedanken“, statt der alten Zwietracht Frieden und Einheit im Lande zu begründen, aus dem äußerlich gefügten Staatsgebäude eine Nation zu schaffen, in der es keine Västväringer und Trondhjemer, keine Hålogaländer und Ugdeväringer mehr gibt, keinen Haß und keine kleinliche Eifersüchtelei, sondern, um die Worte aus dem „Tell“ zu brauchen, nur noch „ein einzig Volk von Brüdern“.

Dabei ist Håkon ein hochherziger, durchaus ritterlicher, königlicher Charakter, energisch, streng, wenn es nötig erscheint, streng besonders gegen sich selbst, andererseits auch wieder von einem weitgehenden Entgegenkommen, bereit zur Milde und zu den größten Opfern, wenn er das für geboten hält.

Ihm gegenüber steht der unglückliche Jarl Stule, der Zweifler an Håkons Recht und wohl noch mehr Zweifler an seinem eigenen, innerlich zermüht und gepeinigt von seinem ehrgeizigen, schließlich ganz krankhaften Streben nach der Königskrone, der Alleinherrschaft in Norwegen, einem Streben, das ihn in die größten Verirrungen treibt, unsägliches Leid und Blutvergießen über das Land bringt und niemand so tief unglücklich macht wie ihn selbst.

Es sind meisterhaft gezeichnete Gegensätze, die uns in diesen beiden Personen vor Augen treten. Aber der Kontrast war für Ibsen noch nicht scharf genug. Er schuf noch eine dritte Figur, den diametralen Gegensatz zu Håkon, Bischof Nikolas von Oslo. Es ist ein entsetzlicher Charakter, den Ibsen hier erdacht, denn historisch ist er ja in der Gestalt durchaus nicht.



Wohl mag der geschichtliche Nikolaus im verworrenen Treiben der Zeit einmal geirrt und gefehlt haben, kann sein; aber Ibsens Nikolaus ist ein wahrer Satan, ein Mensch der Leidenschaft und der Intrige, der nur froh ist, wenn er Verwirrung und Kampf entfesseln kann und Kampf für immer und ewig, ein grauses perpetuum mobile in der Weltgeschichte! Und bei der größten Gewissenlosigkeit wieder die schrecklichste Angst vor der Hölle! Ja, er ist ja krank, der Arzt kann ihm für alles Geld nicht mehr als eine Stunde versprechen, die Mönche, die nebenan für ihn beten, „acht handfeste Burschen mit Kehlen wie Posaunen“, retten ihn gleichfalls nicht. Und es wäre doch so schön, noch etwas freveln zu können! Er ist im Grunde derselbe wie kürzlich noch in gesunden Tagen. „Es gibt weder Gutes noch Böses, weder oben noch unten, weder hoch noch niedrig“, hat er da gesagt, und Luzifer ist ihm der gewesen, der „die erste große Tat in der Welt“ vollführte. Wenn er nur wüßte, ob ihm mit der letzten Slung die zukünftigen Sünden vergeben sind (!). Nun, jedenfalls stiftet er rasch noch einen Goldbecher für die Kirche und dekretiert, daß nach seinem Tode „noch sieben große Kirchengebete“ extra für ihn gelesen werden. Man weiß schließlich nicht mehr, wie weit er noch bei Vernunft oder pathologisch zu beurteilen ist. Mit einer entsetzlichen Todssünde stirbt er, und die Teufel kichern und schreien aus allen Ecken. Im fünften Akt erscheint er gar als Abgesandter der Hölle, um Skule „alle Herrlichkeit dieser Welt“ zu zeigen, „Land und Reich“ zu versprechen um den Preis einer Menschenseele und sein Programm als böser Dämon Norwegens aufzurollen.

Für einen Katholiken ist eine derartige Darstellung des Bischofs jedenfalls peinlich. Es ist wahr, was E. Reich (Ibsens Dramen, 2. Aufl. S. 39) bemerkt, während Håkon den leuchtenden Tag vertritt und über Skules Gemüt eine ungewiß hin- und herspielende Dämmerung lastet, ist des Bischofs Sinn in finstere Nacht untergetaucht. — Man glaubt stellenweise Nietzsche's Zarathustra zu hören, aber nicht einen mittelalterlichen Bischof.

Sonst ist aber gerade dieses Drama in vieler Beziehung vorzüglich. Es ist groß und monumental gedacht, reich an Ideen wie an packenden Momenten, an erschütternden und erhabenen Szenen, an fein pointierten Dialogen und Bemerkungen.

Das eigentliche Problem ist der Beruf. Håkon und Skule zwei groß angelegte Naturen, beide anscheinend wie gemacht für die Königswürde. Aber nur einer ist berufen. Håkon kämpft für das, was ihm der Himmel als Aufgabe vorgeseht, Skule dagegen gesteht am Ende seines Lebens: „Mein Wille strebte stets dahin, wohin nicht Gottes Finger mich wies; deshalb sah ich bis jetzt niemals klar den Weg.“ In hochherzigem Opfertod sühnt er seine Verirrungen, ein tieftragischer Charakter.

Etwas bestreudend kann allerdings der Schluß des Dramas wirken:

Håkon: Ein jeder beurteilte ihn falsch — es war ein Rätsel an ihm.

Dagfinn: Ein Rätsel?

Håkon (faßt ihn beim Arm und sagt leise): Skule Bardsjon war Gottes Stiefkind auf Erden — das war das Rätsel an ihm! —

Ein besonderes Interesse gewinnt das Drama noch, wenn man die persönlichen Verhältnisse des Dichters beachtet, die seine Seele beim Ab-



fassen desselben bewegten. Ist es nicht, als hätte er bei Håkon und Skule ein wenig an Björnson mit seinem unerschütterlichen Selbstvertrauen und seinen durchschlagenden Erfolgen und andererseits an die eigene Person, den eigenen, in trüben Stunden angezweifelten „Beruf“ und die eigenen Mißerfolge gedacht?

Sawohl, angezweifelter Beruf! Wenige Jahre vorher hatte er sein Herz „In der Bildergalerie“ ausgeschüttet. Es sei erlaubt, einige Zeilen hierherzusehen:

„Wie diese Künstlerin im Bildersaal,  
So schwärmt' auch ich einst schön und ohne Zügel;  
Mein Dichtertraum flog über alle Hügel,  
Und offen schien des Himmels Goldportal.  
Ach, und auch ich erlitt des Sinkens Qual;  
Langsam erlosch die Stärke meiner Flügel —  
Mein Frühlingsmärchenbuch schloß trüb und schal,  
Und Zeit nun hab' ich für Moralgelügel.“

(„In der Bildergalerie“ XVIII.)

„Der Dichtung Fundament ist Bilderspiel,  
Ein Steinchen-Mosaik, Figurensetzen;  
Ich aber kann sie nicht zusammensetzen.“

(XIX.)

Ein arger Elf pflegt ihm als letzte Blume

„Die Blume meiner ängstlichen Gedanken,  
Die gläub'ge Hoffnung bald, bald Zweifelschrecken  
Um des Berufes Taufe mir erwecken.“

(XXII.)

Und der ganze Zyklus klingt aus in den pessimistischen Worten:

„Was blieb mir noch an des Verlorenen Statt?  
Ein Stück Erinnerung, ein verwelktes Blatt;  
Das ist des Lebens ganzer Erntesegen!“

(XXIII.)

Da versteht man dann, was durch des Dichters Seele hindurchzitterte, als er in den „Kronprätendenten“ dies Zwiegespräch zwischen Skule und seinem Skalden Jatgejr schrieb:

„König Skule (faßt ihn am Arm): Welche Gabe brauch' ich, um König zu werden?

Jatgejr: Nicht die Gabe des Zweifels; sonst fragtet Ihr nicht.

König Skule: Welche Gabe brauch' ich?

Jatgejr: Herr, Ihr seid ja König.

König Skule: Glaubst du jederzeit so sicher, daß du Skalde bist?“

Geistreich bemerkt Georg Brandes: „Kehrt da das Verhältnis sich nicht um, so daß die Sache sich wandelt und zum Bilde gerade dessen wird, was hier das Bild der Sache sein sollte? Welches schmerzliche Bekenntnis in den letzten Zeilen: „Glaubst du jederzeit so sicher, daß du Skalde bist?“

\* \* \*

Nun, Henrik Ibsen war doch ein Skalde, ein gottbegabter Dichter. Und mag auch manches an jenen Werken, die wir hier an unserem geistigen Auge vorübergeführt, anzusehen sein, er hat darin die unzweifelhaftesten Belege seines Genies gegeben. Gewiß, sein Licht hatte nicht verdient, unter den Scheffel des niederen Zolldienstes gestellt zu werden, woran seine Freunde schon gedacht, da es mit seiner Stellung am Theater nichts mehr war. (Zuletzt war er künstlerischer Beirat und Beistand für die Direktion des Christiania:



theaters der Hauptstadt gewesen, konnte aber niemals richtig sein monatliches Gehalt von 25 Speziestalern bekommen.)

Er blieb denn auch der Muse treu und dichtete weiter. Von seinen Landsleuten vielfach angegriffen und, wie er selbst sagt, „vom norwegischen Danktum . . . auf allen Punkten geschlagen“, ging er „in die Verbannung“ (Brief an Hansen, 28. Oktober 1870). 1864 ließ er sich in Rom nieder.

In seinem poetischen Schaffen trat in dieser Zeit ebenso wie in den äußeren Verhältnissen eine Änderung ein. Er schuf nun zunächst seine großen religiös-philosophischen Dramen, um dann später zum modernen Gesellschaftsdrama überzugehen.

Wäre er auf dem Wege seiner Jugendromantik, gebildet durch reichere Erfahrung und Abstand nehmend von aller süßlichen Spielerei mit Mondschein und Berggeistern, rüstig weitergeschritten, wie er in den „Kronprätendenten“ so erfolgreich getan, hätte er über dies Drama mit wachsender Kraft hinausgeschaffen, und — das muß auch gesagt werden — hätte er für sein späteres Leben ein besseres positives Fundament gehabt, von dem aus er die Wirrnisse und Irrungen des Menschenlebens werten und zugleich den Weg zum Besseren hätte angeben können, welcher einen vorzüglichen Dichterheros würden wir heute an ihm besitzen!

Seine Entwicklung nahm eine andere Bahn; er verabschiedete sich von der Romantik und ging später zum krassen, oft mit seltsamer Grübelei verquickten Realismus über. Aber es kommt einem fast vor, als hätte er bei der so ganz veränderten Richtung und bei allen späteren Erfolgen doch bisweilen schmerzlich der Romantik wie einer längst entschwundenen Jugendliebe gedenken müssen, der Romantik, die imstande gewesen wäre, ihn zu den lichtesten Höhen der Poesie zu führen.

„Wenn wir Toten erwachen.

Ja, — was sehen wir da eigentlich?

Wir sehen, daß wir niemals gelebt haben.“

Ja, ja, wenn wir Toten erwachen. . . .

## Ibsens religiös-philosophische Ideendramen

Im Jahre 1864 war Ibsen nach dem sonnigen Italien übergesiedelt. Jetzt war er fern von Norwegen, fern von seinen Mitbürgern, fern von den Verhältnissen, die ihn so sehr bedrückt und geärgert. Die politische Lage gefiel ihm dort besser als daheim, dazu kam „Rom mit seinem idealen Frieden“ und der „Umgang mit der sorglosen Künstlerwelt, ein Dasein, das sich nur mit der Stimmung in Shakespeares „As you like it“ vergleichen läßt“. So erklärt er selbst in einem späteren Briefe (an Hansen, 28. Oktober 1870) die „Voraussetzungen zu „Brand“.“<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Zum Zitieren verwenden wir wieder „Henrik Ibsens Sämtliche Werke in deutscher Sprache“. 10 Bände. Berlin, Fischer. „Brand“ und „Peer Gynt“ ist übersetzt von Chr. Morgenstern, „Kaiser und Galiläer“ von P. Hermann.